

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

18. (6. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Nachtrag. Die litauische Ausstellung hat gegen 6000 Mk. Reinertrag gebracht, sie wurde durch einen besonderen Festakt geschlossen. Professor Dr. Bezenberger (Königsberg) und Dr. Gaigalat (Prökuls), unser Mitglied, dankten der Protektorin Exzellenz v. Moltke und dem Verein Erda. Minister v. Moltke sprach die Hoffnung aus, reiche Frucht aus der Ausstellung erblühen zu sehen. Gräfin Mary von Schlieben gab bekannt, daß infolge der Ausstellung eine Friedrich-Moltke-Stiftung ins Leben gerufen sei zu Prämien und Stipendien für litauische Arbeiten, die alle Jahre verteilt werden sollen.

18. (6. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 16. Dezember 1908, abends 7^{1/2} Uhr
im großen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses
Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis VIII, sowie X bis XXIV her.

A. Allgemeines.

I. Zweiter Berliner Waldschutztag. Ich lege Ihnen den Aufruf zum Besuch vom 16. Januar 1909 im Architektenhause, Wilhelmstraße 92/93 vor und bitte wegen der guten Sache um recht zahlreichen Besuch.

Desgleichen unterbreite ich Ihnen den letzten Jahres-Bericht des Berliner Waldschutzvereins zur Kenntnisnahme.

II. Der hiesige Lyceum-Klub veranstaltet eine „Internationale Ausstellung für Volkskunst“ im Januar und Februar in den dazu bestens geeigneten Räumen des Wertheimschen Warenhauses, welche nach der Voßstraße zu belegen sind.

In dem Ausschuß sind außer mir und Herrn Kustos Buchholz noch verschiedene andere der Brandenburgia nahestehende Personen, insbesondere Damen beteiligt bei Aufstellung und Ordnung der heimatischen Gegenstände.

Die Direktion des Märkischen Museums wird eine hübsche und lehrreiche geschichtliche Folge volkstümlicher Geräte u. dergl. aus unserer Mark und der Niederlausitz ausstellen. Frau Elisabeth von Trott zu Solz, die Gemahlin unseres hochverehrten Ehrenmitgliedes des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, hat das Protektorat über unsere

heimatkundliche Ausstellungsabteilung übernommen. Eröffnung am 19. k. M.

III. Ein 2. Berliner Waldschutztag wird am 13. Januar 1909 im Architektenhause tagen. Ich lege ein Prospekt vor und die Sache selbst Ihnen warm ans Herz.

IV. Die Firma M. Kempinski & Co., Leipziger Straße 25, ladet zu einem Besuch ihrer Wirtschaftseinrichtungen, Kellereien pp. freundlichst ein. Es handelt sich um eines der bedeutendsten kaufmännischen Unternehmen in der Nahrungsmittelbranche, wie schon daraus erkennbar, daß die Zahl der dabei regelmäßig Angestellten 600 beträgt. Auch die Fürsorge und Wohlfahrtseinrichtungen sind vom Standpunkt der Heimatkunde beachtenswert. Der Einladung, vermittelt durch Herrn Magistrats-Assessor Dr. jur. Depène, wird am 17. Februar n. J. mit bestem Dank Folge gegeben werden.

V. Zur Vorbesichtigung des Prachtbaues vom Hôtel Esplanade, Bellevuestraße, hatte der Erbauer (unser freundliches Gönnermitglied) Ingenieur Hermann Knauer mit gewohnter Liebenswürdigkeit eine große Anzahl von Brandenburgia-Mitgliedern unter dem Bedauern eingeladen, daß er, wegen Raumangel, nicht alle Mitglieder mit ihren Angehörigen in die „Esplanade“ aufnehmen könne. Einen pünktlicheren Architekten als Hermann Knauer kennt Berlin wohl kaum, er hat mit ungeheurer, fast aufreibender Tatkraft und Anstrengung trotz endloser Hindernisse, das große Architekturwerk rechtzeitig fertiggestellt. Aber nun lobt das Werk auch seinen Meister; das war das übereinstimmende Urteil der Erschienenen.

Der Eintritt ist überwältigend. Wenn man in der großen Halle steht und durch das malerische, in kolossalen Dimensionen gehaltene Vestibül nach der großen, in vornehmem, nirgends aufdringlichem Luxus strahlenden, von goldenen Galerien oben besäumten Halle hineinblickt, sieht man im Hintergrunde den Palmenhof mit seinem lebendigen, immergrünen Schmuck und hinter diesem erweitert sich, nach links und rechts sich ausbreitend, überraschend und eindrucksvoll die Perspektive zu dem großen, in gold und weiß gehaltenen, mit gelblichen Marmorsäulen geschmückten Speisesaal. Man blickt weit und tief hinein in die Seele des Ganzen und erfaßt mit einem Blicke dieses ganze Kolossalbild eines Hotelluxus, der so leicht wohl selbst von den größten Fremdenpalästen anderer Weltstädte nicht übertroffen werden kann. Jeder Eindruck von Beengung verschwindet. Man sieht und fühlt sogleich ein Stück buntbewegten internationalen Lebens im schmuckvollsten Rahmen vor sich. Die zweite Perle des Hauses ist der Garten von etwa 1600 Quadratmetern mit einer in Tuffstein und Granit gehaltenen Terrasse und der Brunnen-Anlage mit einem Bassin von blauem und grünem Mosaik. Große, aber in ihren Formen doch zierliche Pavillons flankieren

rechts und links die Terrasse. Von den Fremdenzimmern, die dieses große Geviert einschließen, macht sich der Anblick auf den Gartenhof unbeschreiblich schön. Endlich die Hauptsache für ein Hotel: die Zimmer mit ihren schönen und praktischen Inneneinrichtungen. Von den Fürstenzimmern, wo die Schlafräume schwere Bronze-Bettstellen aufweisen, wollen wir schweigen. Das wesentliche Beurteilungsmoment bilden doch immer die Durchschnittszimmer. Sie bieten — wenn man die neuesten Hotel-Errungenschaften Berlins vergleichsweise heranzieht — im Gesamt-Charakter nichts Neues. Es ist eben hier wie dort alles zusammengetragen, was die „Amerikanisierung der Welt“ auch im Hotelwesen an praktischem Luxus und luxuriösem Komfort ersonnen und geschaffen hat. Wiederholt haben wir es, bei ähnlichen Hotelbauten Meister Knauers, beschrieben. In manchen Einzelheiten hat man es fertiggebracht, auch hier noch Verbesserungen und Verschönerungen anzubringen. Mannigfaltig und durchweg auf der gleichen Basis der mit praktischem Sinne Hand in Hand gehenden Pracht sind auch alle die großen und kleinen Nebenräume des Hotels, welchen selbst die gediegenen Konferenz-Zimmer mit einer Menge kleiner Akten-Tresors nicht fehlen. Zusammengewirkt haben hier mit der Firma Boswau & Knauer die Gesellschaft für Innenbaukunst und die Gesellschaft für Spezialausführungen. Die Seele des ganzen ist aber unser geschätztes Mitglied Hermann Knauer. Möge es ihm, der sich fast beängstigend rastlos anstrengt, von einem neuem Riesenprojekt zum andern gleichsam fliegend, vergönnt sein, sich seines Triumphs wirklich zu erfreuen. Das ist unser dankbarer und aufrichtiger Wunsch.

VI. Gesellschaft zur Erhaltung des Lessinghauses in Berlin. (E.V.) Auf Wunsch bringen wir gern die hauptsächlichsten Bestimmungen der Satzung vom 6. Juni d. J. zur Kenntnis unserer Mitglieder, indem wir diese um Unterstützung der neuen Vereinigung hierdurch bitten.

Zweck.

§ 2.

Der Zweck der Gesellschaft ist die Erhaltung des am Königsgraben 10 gelegenen Hauses, in dem Lessing die „Minna von Barnhelm“ gedichtet hat, als Dichtergedächtnisstätte und Museum.

Mitgliedschaft.

§ 3.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrages von mindestens 5 Mark. Die Aufnahme erfolgt durch den Vorstand, der dem Mitgliede eine mit dem Namen des Schatzmeisters versehene Mitgliedskarte ausstellt. Die lebenslängliche Mitgliedschaft wird durch einmalige Zahlung von 200 Mark erworben.

§ 4.

Ehrenmitglieder können auf Beschluß des Gesamtvorstandes ernannt und von jeder Beitragspflicht entbunden werden. Sie genießen dieselben Rechte wie alle übrigen Mitglieder.

§ 5.

Die Mitgliedschaft erlischt:

- a) durch schriftliche Austrittserklärung, die nur zum 31. Dezember zulässig ist. Sie wird rechtlich wirksam mit ihrer Zustellung an den Vorstand;
- b) durch Beschluß des Vorstandes, wenn ein Mitglied den im Januar vor auszuzahlenden Betrag nicht spätestens zum 30. Juni entrichtet hat.

Organe des Vereins.

§ 6.

Die Organe des Vereins sind:

- a) der Vorstand,
- b) der geschäftsführende Ausschuß,
- c) die Mitgliederversammlung.

§ 7.

Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden und dem Schriftführer. Er führt die Vertretung des Vereins in allen innern und äußern Angelegenheiten, soweit diese nicht ausdrücklich der Mitgliederversammlung vorbehalten sind.

Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorsitzenden, zwei Stellvertretern, dem Schriftführer, dessen Stellvertreter, dem Schatzmeister und zwölf Beisitzern.

Die Mitgliederversammlung besteht aus sämtlichen Mitgliedern.

Berufung der Versammlung.

§ 8.

Die Mitgliederversammlung wird berufen:

- a) als ordentliche Hauptversammlung für die zweite Hälfte des Februar jeden Jahres;
- b) als außerordentliche Versammlung jederzeit auf Beschluß des Vorstandes;
- c) falls mehr als die Hälfte der Mitglieder die Berufung schriftlich unter Angabe des Zweckes und der Gründe verlangen. In diesem Falle ist die Versammlung binnen vier Wochen einzuberufen.

§ 9.

Die Einladung für die ordentliche Jahresversammlung muß mindestens vierzehn Tage vorher schriftlich ergehen. Anträge der Mitglieder müssen bis zum 1. Februar an den Vorstand gelangt sein.

Ausschußsitzungen werden durch den Vorsitzenden unter Angabe der Tagesordnung mit dreitägiger Frist einberufen.

Wahlen.

§ 10.

Die Wahl des Vorstandes und Ausschusses erfolgt durch die Mitgliederversammlung für die Dauer von je 3 Jahren in einem Wahlgange vermittels Stimmzettel. Diejenigen Mitglieder, die die meisten Stimmen erhalten, sind gewählt. Bei Stimmgleichheit entscheidet das Los, das der Vorsitzende zieht. Die Wahlen können auch durch Zuruf erfolgen, wenn kein Widerspruch stattfindet.

Geschäftsordnung.

§ 11.

Bei allen Versammlungen führt der Vorsitzende oder der von diesem bestimmte Stellvertreter den Vorsitz. Für die Beschlüsse gilt einfache Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder. Bei Stimmgleichheit gilt der Antrag als abgelehnt. Wenn es sich um Änderung der Satzung oder Auflösung des Vereins handelt, bedarf es der Anwesenheit von einem Drittel aller Mitglieder. Nötigenfalls ist innerhalb zweier Monate eine neue Versammlung einzuberufen, welche unter allen Umständen beschlußfähig ist. Ueber den Verlauf jeder Versammlung wird ein Protokoll aufgenommen, das vom Vorsitzenden und dem Schriftführer der Versammlung unterzeichnet wird. Beim Wechsel des Vorsitzenden genügt die Unterschrift von zwei Mitgliedern des Gesamtvorstandes. Eine Vorstandssitzung ist beschlußfähig, wenn mindestens drei der in §§ 6b und 7, zweiter Absatz Genannten anwesend sind.

Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

B. Persönliches.

VII. Unser Mitglied Universitätsprofessor Dr. Max Roediger, Vorsitzender des hiesigen Vereins für Volkskunde, hat den Charakter als Geheimer Regierungsrat erhalten. Wir glückwünschen herzlich.

VIII. Herr Banquier Paul Böhme, Prinzen-Allee 87, seit April 1907 Mitglied ist leider am 4. d. M. verstorben. Wir haben seiner Frau Gemahlin unser Beileid ausgesprochen und dafür ein Dankschreiben erhalten.

IX. In Memoriam Gustav Steinhardt. Unsere Mitglieder entsinnen sich noch des allgemeinen Bedauerns als die Trauerkunde, daß unser überaus eifriges Mitglied Herr Postrat a. D. Gustav Steinhardt in Treuenbrietzen infolge einer Operation am 22. September v. J. verstorben sei, bekannt wurde.

Wir haben u. M. Herrn Zahnarzt Karl Reichhelm in Treuenbrietzen, als vertrauten Freund unseres Steinhardt gebeten, uns Bio-

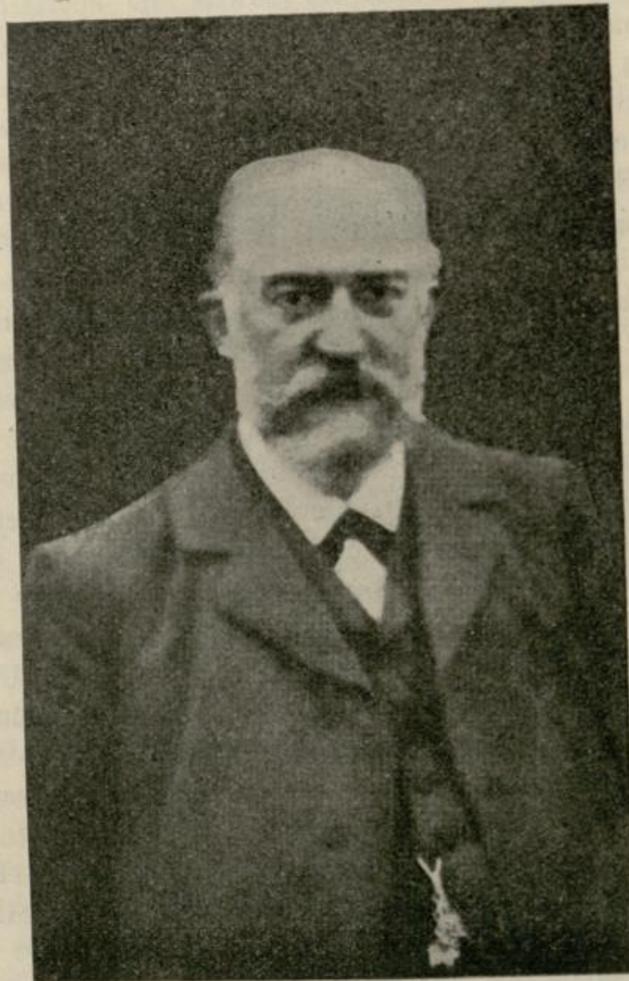
graphisches mitzuteilen. Herr Reichhelm hat die Güte gehabt, Dem durch zwei Aufsätze aus seiner Feder unter Beihülfe der liebenswürdigen Gattin des Entschlafenen zu entsprechen. Der erste längere Aufsatz enthält ein ausführliches Curriculum vitae und ist dem Archiv des Märkischen Museums unter „Vaterländische Forscher. Gustav Steinhardt“ einverleibt.

Der nachstehend abgedruckte kürzere zweite Aufsatz beschäftigt sich mit der Tätigkeit Steinhardts soweit sie speziell die brandenburgische Heimatkunde angeht. Dem Herrn Verfasser sei dafür an dieser Stelle nochmals verbindlichst gedankt.

Gustav Steinhardts Tätigkeit in der Brandenburgia und beim Märkischen Museum. — Von Karl Reichhelm, Treuenbrietzen. — Steinhardts Thätigkeit in der Brandenburgia war eine ebenso vielseitige wie ersprießliche. Als bei den Fundamentierungsarbeiten zu seinem Wohnsitz, den er sich auf dem alten wendischen Burgwall zu Treuenbrietzen erbaute, slawische und mittelalterliche Fundstücke in großer Zahl aufgedeckt wurden, sorgte er für deren sorgfältige Sammlung und Erhaltung und überwies sie sämtlich dem Märkischen Museum. Ebenso sorgte er in seiner Eigenschaft als Pfleger des Museums für die Erwerbung vieler wertvoller Fundstücke aus der Treuenbrietzener Gegend, waren es nun Urnen, Steingeräte, Bronzen oder seltene ländliche Trachten, alte technische Einrichtungen und Werkzeuge. Es leitete ihn hierbei die Absicht, alle diese Gegenstände, die in einer kleinen Stadt ohne ein eigenes besonderes Museum leicht verloren gehen oder vernichtet werden, dauernd, wenn auch losgerissen von der alten Umgebung, zu erhalten. Bei den mehrfachen Ausflügen der Pflugschaft und der Brandenburgia nach der Gegend von Treuenbrietzen war er der umsichtige und sorgfältig vorbereitende Führer, in dessen gastlichem Heim alle Gäste, und waren es deren noch so viele, in herzlichster Weise willkommen geheißen und aufgenommen wurden. Die Brandenburgia verdankt ihm eine ganze Reihe von Aufsätzen zur Heimatskunde des Nieplitzthales, von denen erwähnt seien:

Anbauversuche mit Zuckermoorhirse	8. Jahrg. S.	352
Geschichtliches über Treuenbrietzen	11. „ „	244
Die Riesensteine bei „	„ „ „	402
Die Stadtbäche von „	„ „ „	418
Der Landwehrmann bei „	12. „ „	48
Die Trappe	„ „ „	213
Die Forelle	„ „ „	214
Eine Irrlichterscheinung	„ „ „	406
Volkstrachten von Fläming und von Schlalach „ „ „	„ „ „	480
Ein Fund von Schmuckgegenständen	14. „ „	35
Die Forellen in der Nieplitz	„ „ „	46

Flurnamen aus der Umgebung von Treuen-			
brietzen	14. Jahrg.	S.	67
Böten und Besprechen	"	"	80
Familiengeschichtliche Aufzeichnungen in einer			
Hauspostille	"	"	166
Ein Handwerksbuch der Leineweber	"	"	174
Alte Liedertexte	"	"	183



Gustav Steinhardt.

Die Galgenbergurne	14. Jahrg.	S.	502
Fastnachtsbräuche der Handwerker	15.	"	267
Steuerverhältnisse in Treuenbrietzen	"	"	269

Nachgelassen ist noch eine umfangreiche Arbeit über das Innungswesen, das Ergebnis sorgfältigen Studiums der hiesigen zahlreichen alten Innungsbücher.

Für die Heimatskunde Treuenbrietzens und des Nieplitzthales hat Steinhardt viel getan. Mit ganzer Seele hing er an der märkischen Erde

und an seinen kampferprobten Märkern, deren kriegerische Tüchtigkeit ihn mit Stolz auf seine Soldatenzeit zurückblicken ließ und wohlverdient ist der Nachruf des Magistrats und der Stadtverordneten von Treuenbrietzen, der hier Platz finden möge:

„Erfüllt von idealem Streben, ausgezeichnet durch ein umfassendes Wissen, durch reiche Lebenserfahrung und durch ein Gleichmaß liebenswürdigen Wesens, hat der Verblichene mit nie versagender Hingebung und Treue unserer Stadt, die seine zweite Heimat geworden war, in selbstlosem, ehrenamtlichem Wirken die Arbeit seines reiferen Lebensalters gewidmet. Sein Herz schlug warm für das Wohl seiner Mitbürger, sein humanitärer Sinn kam in der Fürsorge für die Armen und Waisen zu lebendiger Betätigung“. Ein Brustbild des Verewigten fügen wir bei.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

X. Brandenburgische Jagdtrophäen-Ausstellung. Unter diesem Titel wurde am 12. d. M. eine ungewöhnlich anziehende Schau-sammlung in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten den Jagdkennern und Heimatkundigen durch den „Rotwild Jagdverein für die Mark Brandenburg“ zugänglich gemacht.

Leider wird die Ausstellung, die in einem Saal das Rehwild, in einem anderen Hirschwild umfaßt, bereits am 20. geschlossen werden.

Außer stattlichen Sammlungen von Privaten sieht man hier die des verstorbenen Prinzen August von Württemberg, die beste Kollektion ist jedoch diejenige, die vom Kammerherrn von Witte-Ragow ausgestellt wird. Als die Glanznummer der Ausstellung scheint das kolossale Geweih eines 66-Enders, den, wie man einer ausführlichen Beschreibung entnehmen kann, Kurfürst Friedrich III. am 18. September 1696 zur Strecke gebracht hat. Leider ist diese seltsame Trophäe nach veralteter Art auf vergoldetem Hirschkopf ausgestellt und wirkt dadurch nicht echt. Die Rehgehörne sind nach den beiden Regierungsbezirken Potsdam und Frankfurt geordnet. Alle Objekte enthalten die Namen des Ausstellers, des Besitzers, beziehentlich des Erlegers sowie Angabe des Reviers, des Jagdtages und der Endenzahl. Unter den ausgestellten Hirschgeweihen und Rehgehörnen entdeckt der Jagdfreund, der die Geweihausstellung alljährlich im Januar besucht hat, auch eine Anzahl „alter Bekannter“, die, mit Schilden oder Medaillen aus vergangenen Jahren geschmückt, nun auch bei dieser Gelegenheit ihre wohlverdiente Auszeichnung erhalten. An die Ausstellung der Trophäen gliedert sich eine solche von Jagd-Ausrüstungsgegenständen an.

Was den 66-Ender anlangt, so habe ich ihn schon in der Brandenburgia erwähnt. Die Pflugschaft des Märkischen Museums hat das ihm geweihte Denkmal bei Neubrück unweit Briesen östlich Fürstenwalde a. Spree besucht. Th. Fontane in seinen „Wanderungen“ gibt das Jahr

irrtümlich 1636 und das Geweihgewicht irrtümlich auf 543 Pfd. an, was allenfalls die Schwere des gesamten Hirsches unaufgebrochen gewesen sein mag. Der Churfürst von Sachsen tauschte das Geweih, das jetzt in der Moritzburg hängt, gegen Soldaten, sogen. „lange Kerls“ von Friedrich Wilhelm I. ein.

XI. Die deutsche Hochseefischerei in der Nordsee. Von Chr. Grotewold. Mit 75 Illustrationen (Stuttgart bei E. H. Moritz). Es macht mir ein großes Vergnügen Ihnen dies wertvolle, dabei nur 3,50 Mk. kostende Buch vorzulegen. Unsere Beziehungen zum Seefischfang sind seit dem Mittelalter her *) so mannigfaltige, daß wir uns im Rahmen der Heimatkunde verhalten, wenn wir ersterem unsere Aufmerksamkeit innerhalb der Brandenburgia zuwenden. Mir als vieljährigem Vizepräsidenten des deutschen Seefischereivereins liegt außerordentlich daran, für den Seefischkonsum in Berlin und in der Provinz Brandenburg einzutreten, der immer noch viel zu gering ist. Zwar wurde zur Hebung desselben vom genannten Verein gelegentlich der Berliner Gewerbeausstellung im Treptower Park im Jahre 1896 außerordentliche Propaganda getrieben und es ist eine solche zeitweilig vom Präsidium erneuert worden, es ist aber immer noch nicht genug geschehen. Wenn erst das neue Marinehaus, Ecke Brandenburger Ufer und Märkischer Platz, gegenüber dem Märkischen Museum, in Betrieb ist, hoffe ich unsere Mitglieder mit Unterstützung des Herrn Geheimen Legationsrat Rose als des ersten Präsidenten des Deutschen Seefischereivereins in dem Lokal zu einem gemeinsamen Seefisch-Essen zusammenrufen zu können, dem ein wissenschaftlicher Vortrag über den Wert des Seefischverbrauchs und über seine kulturgeschichtliche Entwicklung in Berlin und Brandenburg voraufgehen soll. Mit Hilfe des genannten Vereins werden uns hoffentlich die zu verzehrenden Fische unmittelbar und auf das schleunigste aus Geestemünde geliefert werden. Da sich die Inbetriebnahme des Marinehauses noch längere Zeit hinziehen dürfte, so wird diese wissenschaftlich kulinarische Sitzung voraussichtlich erst im Januar 1910 stattfinden können. Qui vivrà-verrà.

Herr Grotewald gibt uns auf S. 124—165 eine Geschichte des in volkswirtschaftlicher wie finanzieller Beziehung so überaus wichtigen Heringsfangs und seiner augenblicklichen Lage. Andere Kapitel befassen sich mit dem Frischfischfang, dem Fischhandel und der Fischindustrie. Nicht minder lustvoll und interessant werden die sozialen Verhältnisse der Seefischer und der Kosumenten geschildert. Volle Zustimmung endlich werden wir den Maßnahmen zur Förderung der Seefischerei S. 266—293 schenken.

*) Wahrscheinlich haben bereits unsere märkischen Wilzen und Sorben vor dem Beginn der christlich-deutschen Oberherrschaft Seefische, insbesondere Häringe von der Ost- und Nordsee her bezogen.

Möge die wertvolle Schrift recht viel beitragen, um das Verständnis für diesen Industriezweig zu heben und in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

XII. Vortrefflich, wie herkömmlich, ausgestattet präsentieren sich die Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke. Das Dezemberheft 1908 beschäftigt sich hauptsächlich mit der glänzenden Beleuchtungs-ausstattung des neuen Passagekaufhauses zwischen der Friedrich- und Oranienburger Straße, über das ich Ihnen ausführliche Mitteilung gebe.

D. Kulturgeschichtliches.

XIII. Über die Ausgrabungen auf der Römerschanze bei Nedlitz unweit Potsdams wird Auskunft gewünscht. Ich kann dieserhalb nur auf die vorläufige Mitteilung des Direktors des Völkermuseums, Herrn Professor Dr. Schuchhart in der hiesigen Ethnologischen Zeitschrift, 1908, Heft 5, S. 830 flg. verweisen. Herr Schuchhardt hat die Güte gehabt, mich in den Ausgrabungen selbst zu führen, begreiflicherweise kann ich ihm nicht vorgreifen. Die von R. Virchow und mir im Jahre 1880 gestellte Diagnose, daß der Kern der Römerschanze eine germanische Hochburg sei, die nachmals von den Slawen bis zu deren Bewältigung in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts als Stammesfeste benutzt wurde, hat sich vollkommen bestätigt. Gefäßtrümmer mit den charakteristischen Ornamenten, insbesondere der Slawenzeit, habe ich dort in Menge gesammelt, ebenso in der Nachbarschaft germanische Gefäße, die von Ansiedlungen und Brandgräbern außerhalb der Römerschanze herrühren. Interessant wäre es, archivalisch festzustellen, wie weit hier die Bezeichnung „Königschanze“ und „Königswald“ chronologisch zurückreichen. Die Bezeichnung „Schanze“ ist in unserer Heimat wohl erst durch den 30jährigen Krieg in weitere Kreise gelangt und reicht bei uns wahrscheinlich kaum über Luthers Bibelübersetzung zurück. Die alte volkstümliche Bezeichnung ist bei uns immer Wall, Borg oder Borgwall.

XIV. Herr Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben, der der Brandenburg als hervorragender, vorgeschichtlicher Altertumsforscher, insbesondere durch das steinzeitliche Fürstengrab im Mansfelder Seekreis bekannt geworden ist, erfreut uns durch neue neolithische Forschungen, die er unter folgendem Titel niedergelegt hat: Vorgeschichtliche Funde aus der jüngern Steinzeit, vom Hüttenberge bei der Gottesbelohnungshütte unweit von Groß-Oerner (Mansfelder Gebirgskreis), Sonderabdruck aus der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. VII. 1908. Es handelt sich hauptsächlich um die Kultur der Bandkeramik, welche der Verfasser mit großer Belesenheit und klarer Übersichtlichkeit in Vergleich

zu anderen, zum Teil weitentlegenen außerdeutschen Funden stellt. — Verbindlichsten Dank für diese mühevollen, aber lohnende Arbeit.

XV. Rixdorf in alter und neuer Zeit. Der Magistrat von Rixdorf, der schon vor Jahren die mich hochehrende Güte gehabt hat in unserer stattlich erblühten südöstlichen Nachbarstadt, mir zu Ehren die Straße, welche auf die Hobrecht-Brücke und die Grünauer Straße ausläuft „Friedel-Straße“ zu benennen, war auch so liebenswürdig, mich zur Einweihung des neuen prächtigen Rathauses am 3. d. M. einzuladen. Von der Herrlichkeit dieses hervorragenden Neubaus können Sie sich aus den vorliegenden Ansichtspostkarten, insbesondere aber aus der anmutig illustrierten Festschrift überzeugen: „Rixdorf in alter und neuer Zeit“.

Einem Bericht über die Einweihung seien folgende Einzelheiten entnommen. Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr versammelten sich die Festteilnehmer im Sitzungssaale des alten Rathauses und begaben sich von dort nach der Halle des prächtigen neuen Rathauses. Hier übergab Stadtbaurat Kiehl, der Erbauer des Rathauses, den Schlüssel dem Stadtverordnetenvorsteher Sander, der das Portal eröffnete, worauf die geladenen Gäste ihren Einzug hielten. Im Festsaal begrüßte der Erste Bürgermeister Kayser die erschienenen Ehrengäste, darunter Minister von Moltke, Regierungspräsident v. d. Schulenburg, Landesdirektor Freiherr von Manteuffel, Ober- und Geh. Regierungsrat Friedheim vom Polizeipräsidium Berlin, aus Berlin Stadtkämmerer Steiniger, Stadtrat Friedel sowie die Stadtverordneten Abgeordneter Rosenow und Professor Glatzel, Oberbürgermeister Schustehrus (Charlottenburg), Bürgermeister Matting und die Stadtverordnetenvorsteher Kauffmann und Plubatsch, Oberbürgermeister Wilde (Schöneberg), Bürgermeister Blankenstein, Stadtverordnetenvorsteher Lohausen, Erster Bürgermeister Habermann (Wilmersdorf), Bürgermeister Peters, Stadtverordnetenvorsteher-Stellvertreter Professor Dr. Leidig sowie die Amts- und Gemeinde-Vorsteher sämtlicher Vorortgemeinden Groß-Berlins. Nach der Begrüßung hielt der Minister von Moltke eine längere Ansprache, die er mit dem Wunsche schloß, daß es der Stadt Rixdorf nie an den opferwilligen Männern in der Selbstverwaltung fehlen möge, welche in selbstloser Hingabe den Wahrspruch: „Concordia et pax“ (Eintracht und Friede) nach innen und nach außen hochhalten mögen. Der Minister gab zum Schlusse seiner Rede die Auszeichnungen bekannt, die der Kaiser verliehen hatte. Der Bürgermeister Kayser empfing den Titel „Oberbürgermeister“; Stadtverordneten-Vorsteher Fabrikbesitzer Sander erhielt den Kronenorden 3. Klasse, Rechtsanwalt und Notar, Justizrat Abraham den Roten Adlerorden 4. Klasse, der Stadtverordneten-Vorsteher-Stellvertreter Kaufmann Vögelke, Stadtrat Thiemann und Stadtbaurat Kiehl, der Erbauer des neuen Rathauses, den Kronenorden 4. Klasse. Bei dem dem Rundgange folgenden Festmahle

toastete der Regierungspräsident v. d. Schulenburg auf den Kaiser, Stadtverordneten-Vorsteher Sander auf die Ehrengäste, Oberbürgermeister Schustehrus (Charlottenburg) auf die Stadt Rixdorf und Bürgermeister Dr. Weinreich auf das fernere Blühen und Gedeihen der Stadt Rixdorf.

Ich füge hinzu, daß unser hochgeschätztes Mitglied Herr Sander Stadtverordneten-Vorsteher in Rixdorf ist und wir hoffen, daß, gleich wie unser verewigter Freund Oberbürgermeister Boddin allzeitig der Brandenburgia gegenüber sich zuvorkommend und liebenswürdig gezeigt hat, so uns auch sein Nachfolger Herr Oberbürgermeister Kayser sich erweisen möge, dem wir zu seinem wahrlich nicht leichten Amte alles Gute — der Stadt Rixdorf auch ferner Aufblühen und Gedeihen — von ganzem Herzen wünschen. Hoffentlich findet sich in einiger Zeit für unsere Brandenburgia Zeit und Gelegenheit zu einer Besichtigung des neuen Rathauses, das Rixdorf zur besondern Zierde für alle Zeiten gereichen wird.

Ein Erweiterungsbau ist übrigens bereits jetzt vorgesehen. Der Neubau des Rathauses ist im Anschluß an das alte Gebäude an der Berliner Straße in einer Breite von 22 Meter und etwa auf 72 Meter Länge in der Schönstedtstraße errichtet worden. Das alte Rathaus ist zunächst erhalten geblieben, dürfte aber in nächster Zeit verschwinden, um einem Erweiterungsbau für das neue Platz zu machen.

Bestimmend für die Grundrißordnung des jetzigen Erweiterungsbau es war die Lage und die Größe der Sitzungssäle, welche im zweiten Obergeschosse untergebracht sind. Der Sitzungssaal für die Stadtverordneten mit einer Grundfläche von $10,20 \times 18,00$ Meter bietet Platz für 120 Stadtverordnete und 28 Magistratsmitglieder. Unmittelbar neben diesem Sitzungssaal liegt der Sitzungssaal für den Magistrat mit einer Grundfläche von $8,60 \times 10,20$ Meter.

Der Haupteingang liegt an der Front der Berliner Straße und führt durch eine große Halle, über welcher sich der Rathhausturm erhebt, zu der sämtliche Geschosse verbindenden Haupttreppe. Im ersten Obergeschosse liegen unter den großen Sitzungssälen Sitzungszimmer für Deputationssitzungen, die Hauptregistratur, Bureauräume, die Bibliothek, das Lesezimmer und die Zimmer des Oberbürgermeisters. Der Flügel in der Schönstedtstraße ist mit zwei weiteren Eingängen und Treppen versehen. Die Heizung ist mit Ausnahme der Sitzungssäle, welche mit Luftheizung versehen sind, eine Zentralwarmwasserheizung.

Die wichtigsten Verwaltungsräume befinden sich Ecke Berliner und Schönstedt-Straße und treten architektonisch als eine Baumasse in die äußere Erscheinung, während der ganz einfach gehaltene Flügel in der Schönstedtstraße für die übrigen Verwaltungsräume als Anhängsel des Hauptbaues dient. Noch mehr wird der Hauptbau als abgeschlossenes Ganzes wirken, wenn ein Straßenüberbau, wie er beabsichtigt ist, das

Amtsgericht mit dem Rathaus verbindet, etwa an der Stelle, wo der einfach gehaltene Bureauflügelbau des Rathauses beginnt. Die großen runden Fenster im Erdgeschosse deuten die Kassenräume an, in deren sicherem Gewölbe der Stadtschatz ruht. Der breite Erker mit reichem bildnerischem Schmuck verrät den Sitz des Stadtoberhauptes. Ein gewaltiges rotes Ziegeldach schließt den ganzen Bau nach oben ab, belebt von Giebeln mit Figurenschmuck. Alles überragt der gedrungene, einfach gegliederte, schon von weitem sichtbare Turm, dessen Spitze die Göttin des Glücks, golden in der Sonne strahlend, krönt.

Von großem Reize an den Fassaden ist der bildnerische Schmuck, der ganz außerordentlich geschickt sich in die Architektformen einfügt. Die vier Figuren zwischen den Giebeln in der Schönstedtstraße stellen die Kraft, die Weisheit, Mäßigkeit und Treue dar. Weiter unten über den Kassenfenstern zeigen sich das Glück, dargestellt durch Mann und Weib, die Weisheit mit einem großen Licht, die rohe Gewalt (als gefesselter Centaur) besiegt durch die geistige Überlegenheit. Hoch am Giebel in der Berliner Straße, wo das Hochbauamt im Innern sein Heim aufgeschlagen hat, ziert ein reicher Fries die ruhigen Flächen. Rechts und links Adam und Eva, dazwischen Bilder aus dem menschlichen Leben: fröhlich singende Kinder, ein ernst sinnender Mann in kriegerischer Tracht, ein Weib mit ihrem Kinde und anderes. Der Urheber dieser Bildhauerwerke ist Bildhauer Rauch, der auch die Arbeiten am Wertheimbau in der Leipziger Straße und zum Teil am neuen Berliner Rathaus geschaffen hat.

Der Schöpfer des Monumentalbaues ist, wie schon angedeutet, Stadtbaurat Kiehl, der Erbauer sämtlicher modernen Bauwerke Rixdorfs.

XVI. Unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Jentsch überreicht den II. Teil seiner Geschichte des Gymnasiums zu Guben, umfassend die Jahre 1708–1772, wofür wir verbindlichst danken.

XXVII. Unser Ausschußmitglied Herr Dr. Gustav Albrecht teilt eine pädagogisch und kulturgeschichtlich interessante Abhandlung mit „Zur Geschichte des Charlottenburger Schulwesens im 18. Jahrhundert“, Separat-Abdruck aus der „Medizinisch-pädagogischen Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde“. XVII. Jahrg. 1907. Heft 11/12. Auch hierfür besten Dank.

XVIII. Professor Dr. Paul Schwartz: Die Preußische Städteordnung vom 19. November 1909. Dies zirkulierende Buch ist die in den städtischen Schulen auf Veranlassung des Berliner Magistrats verteilte, ebenso zuverlässig wie gut gemeinverständlich verfaßte Festschrift.

XIX. Für den gleichen Säkulartag bestimmt lege ich Ihnen vor eine Festaussgabe des Sotzmannschen Planes von Berlin aus dem Jahre 1808, in dankenswerter Weise neu herausgegeben von der

hiesigen Verlagsfirma Hans Müncheberg, ursprünglich erschienen bei Oehmigke junior in Berlin 1808.

XX. Schiedlo. Die Geschichte eines untergehenden deutschen Dorfes von Otto Eduard Schmidt. Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1908.

Unsere beiden Ehrenmitglieder die Herren Oberpräsident zu Trott und Solz sowie Professor Dr. Jentsch haben uns gütigst obige Schrift überreicht, die man mit Interesse, aber sicherlich auch nicht ohne eine Anwandlung von Mitleid liest, sich erinnernd, daß noch im letzten Winter durch die Zeitung die Kunde von einem neuen verheerenden Einbruch der Oder in das schwer bedrängte Dorf gegenüber der Einmündung der Neiße ging, wobei Menschen und Haustiere in größte Bedrängnis gerieten. Verfasser, Rektor des Gymnasiums zu Wurzen, der bereits im 2. Bande seiner „Kursächsischen Streifzüge“ (1904, gleicher Verlag) sich mit Schiedlo beschäftigte, hat hier das Bild insbesondere durch die Akten des Kgl. Sächsischen Hauptstaatsarchivs erweitert und geschickt abgerundet.

Es ist nicht die Art der preußischen Könige, so beginnt Verfasser, irgend eine Kulturstätte ihres Gebiets wieder eingehn und verschwinden zu lassen. Wer die Geschichte der innern Kolonisation des preußischen Staats kennt, der weiß, wie nicht nur der patriarchalisch-gutsherrlich waltende Friedrich Wilhelm I., sondern auch der in die schwierigsten Welthändel verstrickte Friedrich der Große eine echte Heimatspolitik betrieb, die auf die „Peuplierung“ des entlegensten Winkels bedacht war und ein einfaches Dorf als einen wertvollen, anvertrauten Besitz achtete. Eine noch eingehendere und vielseitigere Fürsorge widmet die heutige preußische Verwaltung jedem lebensfähigen Organismus ihres Gebiets.

Und doch sieht diese Verwaltung nicht nur zu, wie mit dem 1. Oktober 1908 eins der ihr unterstellten Dörfer, ohne daß es irgend eine Großstadt in sich aufsaugt, verschwindet, sondern sie selbst hat den Beschluß dazu gefaßt. Unter solchen Umständen wendet sich der Scholle, auf der sich etwas so Seltenes und Auffallendes zuträgt, ohnehin die menschliche Teilnahme zu; sie wächst noch, wenn diese Scholle zugleich die Trägerin einer langen und interessanten Geschichte ist.

Schiedlo liegt am rechten Oderufer halbwegs zwischen Krossen und Frankfurt, da, wo der Strom nach langer Westrichtung wieder gen Norden umzubiegen beginnt; der Dorfstätte gerade gegenüber mündet die von Guben abwärts schiffbare Neiße. Schiedlo liegt fast auf drei Seiten von der Oder umflossen dicht am Wasser und so sehr im Kiesgeschiebe des Stroms, daß es selbst durch Deichbauten gegen Hochwasser nur ungenügend geschützt werden konnte. Nur eine Stelle ragte alsdann noch hervor, wo früher das Schloß, jetzt die Kirche steht.

Die Zeugnisse für Schiedlo reichen bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts und Schmidt sieht darin eine deutsche Siedlung. Im 15. Jahrhundert war Schiedlo bereits ein mächtiger Brückenkopf zum polnischen Osten und zum preußischen Ordenslande; Flandrer oder Niedersachsen, die mit Deich- und Wasserbau gut umzugehen wußten, mögen die ersten deutschen Ansiedler gewesen sein.

Die strategisch-politische Bedeutung des Orts nahm beständig zu und damit wurde er ein Zankapfel zwischen Kurbrandenburg und Kur-sachsen, 1709 ließ August der Starke hier, um sich den Einmarsch nach Polen zu sichern, eine Schanze erbauen.

Alle Zeit aber war Schiedlo, weil als sächsische Exklave auf dem preußischen rechten Ufer belegen, für Preußen ein Pfahl im Fleisch. So ward Schiedlo die Ehre zuteil im 8. Artikel des Hubertusbürger Friedensinstruments ausdrücklich genannt zu werden und zwar mit Beziehung darauf, daß schon im 7. Artikel des Dresdener Friedens von 1745 ein Austausch von Fürstenberg mit dem Oderzoll und von Schiedlo „contre un équivalent an Land und Leuten“ in Aussicht genommen war. Im Hubertusbürger Frieden ward festgesetzt, daß Fürstenberg mit seinen Anhängeln, auf dem linken Oderufer belegen, dem König von Polen verbleiben soll, daß dieser aber nicht nur den bisher zu Fürstenberg erhobenen Zoll und das Dorf Schiedlo mit seinen Zubehören auf dem rechten Oderufer, sondern auch alles, was er etwa sonst noch von den Rändern und Ufern der Oder besessen hat, an den König von Preußen abtreten wird, sodaß in Zukunft die Oder die Grenze der beiden Staaten bilden soll. Dafür würde Sachsen ein Äquivalent erhalten, das dem Ertrag des abgetretenen Landes und des Oderzolls gleichkommt. Aber diese Friedensbestimmung ist nicht ausgeführt worden, da der Oderzoll jährlich 30000 Taler eintrug und Friedrich der Große sich zu einer entsprechenden Entschädigung nicht entschließen konnte.

Erst 1815 kam Schiedlo (mit 47 Häusern und etwa 300 Einwohnern) endgültig an Preußen.

Von 1903 ab, wo das Hochwasser das unglückliche Dorf fast vernichtete, ist der Gedanke, letzteres überhaupt aufzugeben, langsam aber unwiderstehlich gereift.

In der Kaisergeburtstagsnacht vom 27. zum 28. Januar 1907 wurde den armen Schiedloern noch einmal die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage fühlbar. Bis zum 1. Oktober d. J. hat die Räumung stattzufinden und während 1909 wird Schiedlo verschwinden. Herr Schmidt schließt (S. 39) mit den Worten: „Der grüne Rasen der Oderaue wird die Hofstätten überziehen, auf denen sieben Jahrhunderte lang die Geschlechter deutscher Bauern trotz mancher Fährnis glücklich und befriedet gehaust und gearbeitet haben. Und selbst über den Gräbern und über der Stelle, wo sich einst das Bollwerk der deutschen Grundherren gegen

die Polen, das alte Castellum Schiedelowe, erhob, werden zeitweilig die Wasser rauschen. Kein Schiedloer Kind kann jemals sein Geburtshaus wieder besuchen, und kommt es an die geliebte Stätte, so wächst wohl dort ein stattlicher Eichbaum, unter dem ein Hirtenjunge aus fremder Dorfflur die Herde weidet.“

Ich verweise ferner auf den sehr gründlichen Aufsatz unseres Ehrenmitgliedes Professor Dr. Hugo Jentsch im Archiv der Brdb. Bd. X S. 79 bis 85: „An der Grenze zwischen Brandenburg und Niederlausitz“. Darin heißt es: „Die Brandenburger in Krossen suchten den Gubenern die Oder zu sperren oder ihnen durch widerrechtlichen Zoll allerlei Zufuhr aus Breslau und Stettin zu erschweren und zu verleiden; Beeskow verschloß ihnen seinen Getreidemarkt, Guben aber machte auf der Neiße eine kleine Flotte mobil und fing zur Vergeltung durch einen förmlichen Kampf an der Mündung bei Ratzdorf-Schiedlo 1629 den Krossenern einen Biertransport ab“.

Ein Bild dieser Schiedloer Wasserschlacht vom Jahre 1629 gibt Schmidt als Beilage nach einer farbigen Skizze im Magistratsarchiv zu Guben. Dies Bild ist höchst naiv gezeichnet und erinnert an ähnliche Darstellungen der nordamerikanischen Indianer. Der Kampf fand an der Mündung der Neiße in die Oder statt. Auf dem „Port Kuschern“, an dessen Ausgang die Schiffe des „General“ und des „Admiral“ erschienen, brachen die kleinen „Jagtschiffe“ der Gubener gegen die Beeskower „Bierflott“ (1. der Adler, 2. die weiße Pfaue, 3. Neptun, 4. die gilden Sonn, 5. der silberte Delphin, 6. der Storch) hervor und nahmen sie weg. — Für uns höchst drollig, damals — Zeit des dreißigjährigen Kriegs — blutiger Ernst. —

An diese Mitteilung knüpfte sich eine Besprechung an, bei welcher die Herren Mitglieder Schulrat Dr. Grabow, Kustos Buchholz und Lehrer R. Mielke teilnahmen.

XXI. Unser hochgeschätztes Mitglied Herr Recke, Oberpfarrer an St. Nikolai in Spandau hat uns zwei seiner im dortigen Gemeindehause gehaltenen ortsgeschichtlichen Vorträge zur Benutzung gütigst eingesendet.

Der eine Vortrag betrifft die noch immer strittige Frage, ob die Abendmahlsfeier Joachims II. in beiderlei Gestalt in Kölln a. d. Spree, also im weitern Sinn in Berlin oder Spandau stattfand. Wir verschieben das Eingehen auf das Pro und Contra bis zum Sonntag den 9. Mai n. J., für welchen Tag ein Besuch der Brandenburgia in dem inzwischen von Herrn Stadtbauinspektor und Privatdozenten Stiehl neu ausgemalten altherwürdigen Gotteshause zu Spandau geplant ist. Dagegen reproduzieren wir mit Vergnügen den im Spandauer Anzeiger vom 11. d. M. abgedruckten zweiten Vortrag: Der Spandauer Uhrmacher Carl Wilhelm Nauendorff.

Nauendorff wollte als Ludwig XVII. gern regierender König von Frankreich werden. Umrahmt von einer großen Zeit, in der die gewaltigen Bewegungen der französischen Revolution, der Napoleonischen Weltherrschaft, der Erniedrigung und Erhebung Preußens zusammentrafen, erscheint die Geschichte, speziell die Spandauer Geschichte des Prätendenten Nauendorff als ein Kleinbild von ganz eigenartigem, ortsgeschichtlichem Reiz. Die Vorgeschichte Nauendorffs ist dunkel. Die einen bezeichneten die Niederlausitz als sein Heimatland, die Akten des Pariser Ministeriums nennen ihn einen „Juden aus Preußisch-Polen, der mit hölzernen Uhren hausierte“, er selbst gibt vor — nach dem Kirchenbuch von St. Nikolai — der einzige nachgelassene eheliche Sohn des verstorbenen Bürgers und Fabrikanten, auch Gutsbesitzers bei Weimar, Herrn Gottfried „Naundorf“ (der Name hat verschiedene Schreibung!) zu sein. — Im Jahre 1812 siedelte Nauendorff von Berlin, wo er zwei Jahre gewohnt hatte, mit einem Empfehlungsschreiben des Berliner Polizeipräsidenten und Staatsrats Le Coq wohl versehen, nach Spandau über. Hier stand sein Haus (das kleine Haus in der Breiten Straße nahe der Kammerstraße, dessen Stätte jetzt der Riesenbau des Warenhauses von Hirsch umschließt), hier wurde der Handwerker und Uhrmachermeister ehrsam Bürger der Stadt, der nach den Bestimmungen der unlängst edierten Städteordnung den Bürgereid (in der Uniform der National-Garde) auf dem Rathause ordnungsmäßig ablegte und alsbald mit Bürgerbrief und Bürgerrecht ordnungsmäßig bedacht wurde. Die Unterschrift gab der erste Bürgermeister nach Einführung der neuen Städteordnung Johann Christian Kattfuß († 1822). Nauendorff war in Spandau als Bürger (ein städtisches Ehrenamt scheint er nie bekleidet zu haben), als Uhrmacher und als Mensch wohl angesehen und beliebt. Noch im Jahr 1845 rühmte man ihn und zeigte dem holländischen General Steuerwald, der dem Spandauer Vorleben „Ludwigs XVII.“ emsig nachforschte, verschiedene „Pendulen“, die Nauendorff gefertigt oder repariert hatte. Es ist derselbe Generalleutnant und Inspekteur der niederländischen Artillerie Steuerwald, dem „Madame Preiß“ (die Witwe des ehemaligen Subrektors und Kantors Preiß, des ältern, die in der Nagelgasse — Marktstraße 1 — wohnte) von jenem merkwürdigen goldenen Medaillon, „attaché par un ruban noir“, erzählte, das sie einst, in den dreißiger Jahren, bei einem Logierbesuch des Freundes in ihrem Hause über seinem Bette hängend gefunden habe; — es war das Bild Ludwigs XVI, von dem unvermutet hinzutretend Nauendorff bekannte: „So war es einen Gott gibt, das ist mein Vater!“ In Spandau sprach Nauendorff wenig von seinem Prätendententum; nur ab und zu eine leise Andeutung im vertrauten, verschwiegenen Kreise. Bei seinem Fortgang aus unserer Stadt (1822) wurde er offener: Er lud die Freunde und Nachbarn zu Tische. Das nächste Mal, so vernahm man, hoffe er, der

legitime König von Frankreich, sie an der Festtafel des Königsschlusses zu Versailles wiederzusehen. Viele glaubten an ihn und freuten sich der Stunde, wo sie, die Spandauer Bürger, dem ehemaligen Spandauer Mitbürger das „Vive le roi!“ zujubeln würden. Der Glaube an diesen „Ludwig XVII.“ ist übrigens noch heute nicht ganz aus unsrer Stadt entschwunden!

Nächst den bezüglichen „Akten des Magistrats in Spandow“, die dem Vortragenden vorlagen, sind die einschläglichen Mitteilungen aus den Kirchenbüchern von St. Nikolai von besonderem Interesse. Im Jahre 1818 den 15. September, vormittags 9 Uhr, verstarb hier die erste Frau (?) Nauendorffs Hanne (Christine oder Johanne), geborene Hassert, 45 Jahre alt, „an Geschwulst“; sie wurde auf dem „neuen Kirchhof“ (dem Nikolai-Friedhof vor dem „Oranienburger Tor“) am 18. September als „exemirte Leiche“ begraben. Als Hinterbliebene werden verzeichnet der Witwer, der bei seiner Übersiedelung nach Spandau die Hanne Hassert bereits mit sich führte, und ein Sohn, Johann Christian Hassert, angeblich der Sohn eines früheren Soldaten, der in erster Ehe mit der Verstorbenen verbunden gewesen sein sollte. Es ist kaum glaublich, wie viele Nachforschungen und Anfragen bei Stadt und Kirche seitens der französischen Royalisten (Adel und Priesterschaft) diese mysteriöse Hanne Hassert verursacht hat. War sie, die um etliche Jahre ältere, wirklich Ludwigs XVII. Ehefrau? Woher stammt sie? Was weiß man von ihrer Vergangenheit? Ist etwa der Sohn, Johann Christian Hassert, der wirkliche Thronerbe (Dauphin) von Frankreich? Und nun gar das Begräbnis der „exemirten Leiche“! Man las und verstand das „exemirt“ (auf besonderer, exemierter Stelle begraben) als „exhumé“ = ausgegraben. Warum hat man die Leiche (le corps) ausgegraben und wo hat man sie wieder — vielleicht in weiter verborgener Ferne — „inhumé“, eingegraben? Haben etwa Nauendorff oder andre Mithelfer die arme Hanne Hassert ermordet, vergiftet, aus dem Wege geräumt? Und weshalb? Aus politischen oder anderweitigen Beweggründen? Die letzten Antwortschreiben des Vortragenden und des Herrn Stadtrats Stritte auf diese ganz törichten und verworrenen Anfragen datieren vom 22. bzw. 23. Oktober dieses Jahres! — Eine weitere „bedeutsame“ Eintragung des Kirchenbuchs betrifft die zweite (?) Ehe Nauendorffs; sie erfolgte knapp zwei Monate nach dem Tode der armen Hanne Hassert am 19. November 1818, und zwar mit Jungfrau Johanne Friederike Einert, einzigen nachgelassenen Tochter des zu Havelberg (der französische Abbé Bl. hält „Havelberg“ für einen Familiennamen!) verstorbenen Bürgers und Pfeifenmachermeisters Herrn Carl Friedrich Einert und der Marie Luise Stendel. Die Trauung vollzog der auch sonst von Nauendorff gewählte Prediger an St. Nikolai Stechow „im Hause“. Die Franzosen nennen ihn — wiederum irrtüm-

lich — den „ehrwürdigen lutherischen Pastor Nicolas“! Fräulein Einert wird als jung, sehr schön und liebenswürdig geschildert; sie war damals 16 Jahre alt, während Nauendorff sein Alter auf 43 Jahre bemißt. Er müßte danach 1775 geboren sein, also 10 Jahre früher als der wirkliche Ludwig XVII. (geb. 27. März 1785). Und nun? Dieselbe verworrene Fülle von Anfragen, Zweifeln und Bedenken bei dieser zweiten Eheschließung wie bei dem Tode der sogenannten ersten Ehefrau, der Hanne Hassert! Wie stand Nauendorff zu Fräulein Einert, deren Haus in Spandau Steuerwald gesehen haben will? Wie war ihr Vorleben? „Die Angabe seines Alters betreffend muß Nauendorff aus politischer Klugheit, um das Geheimnis seiner Person wie im Namen und Vornamen, so auch im Lebensalter zu verdecken, absichtlich gelogen haben; er war zehn Jahre jünger!“ Es ist bedauerlich, daß die Akten der Kirche und der Stadt hier wie in den Fragen der vielumstrittenen Konfession des Nauendorff (Katholik oder lutherischer Protestant) völlig versagen. Weder der Bürgerbrief noch das Sterbe- und Trauregister enthalten über die Geburt, Konfession, Herkunft und das Vorleben des Nauendorff irgendwelche sichern Ausweise. Nauendorffs zweite Frau Johanne Friederike Einert hat ihn, soviel wir wissen, auf seinen weitem Irrfahrten von Spandau nach Brandenburg, Krossen, Dresden, der Schweiz, Paris, England, Holland treulich begleitet. Sie starb nach ihm in oder bei Rotterdam.

Des weitem berührte der Vortrag die Kirchenbuchs-Eintragungen über die in Spandau geborenen beiden Kinder Nauendorffs. Das erste Kind, eine Tochter Johanne Amalie, wurde am 31. August 1819 geboren und am 19. September von Herrn Prediger Stechow getauft. Unter den Taufpaten werden der Subrektor Preiß († 1838) und Frau Oberstleutnant v. Obstfelder genannt. Johanne Amalie hatte große Ähnlichkeit (so erzählt man) mit der unglücklichen Königin Marie Antoinette, der Mutter Ludwigs XVII. Ihre Erscheinung machte neben der des Vaters, der etwas von dem Königszug der Bourbonen an sich hatte, seinerzeit in Frankreich großen Eindruck; sie starb 72jährig am 28. Dezember 1891 zu Messac in Frankreich. Eine zweite Tochter, von deren Heimgang dem Vortragenden unmittelbar vor Beginn des Vortrags freundlichst Mitteilung gemacht wurde, ist nicht in Spandau, sondern später (1835) in der „Verbannung“ (neben weiteren Kindern Nauendorffs) geboren. Der „Montag“ des „Berliner Lokal-Anzeigers“ vom 30. November 1908 (Nr. 609) schreibt: „In Apeldoorn (Holland) starb im Alter von 73 Jahren Frau Le Clercq, geborene Marie Therese de Bourbon, eine Tochter von Charles Louis (eigentlich Carl Wilhelm) Nauendorff, alias Ludwig XVII.“ Nächst der Tochter nennt das Kirchenbuch den hier geborenen Sohn Nauendorffs Carl Eduard, geboren den 23. Juli 1821, morgens $\frac{3}{4}$ 5 Uhr, am 19. August von Prediger Stechow getauft. Als Taufpaten fungieren u. a. der Leiter der Privatschule Biester und Demoiselle Preiß, Schwester der

beiden Spandauer Lehrer-Brüder Preiß, gestorben 1846. Carl Eduard Nauendorff setzte, obwohl von einer „unebenbürtigen“ Mutter geboren, nach dem Tode seines Vaters (1845) das väterliche Prätendententum fort. Von seinem Prozeß in dieser Sache 1873/74 wurde viel gesprochen. Er starb als „Herzog der Normandie“ 1883 in Breda (Holland). Sein Sohn, Kapitän Charles Louis de Bourbon, wie der Vater Offizier in holländischen Diensten, lebt zurzeit in Middelburg (Holland) —: der kommende König von Frankreich, Ludwig XIX!

Die spätern Schicksale des Spandauer Uhrmachers stehen mit unsrer wesentlich ortsgeschichtlichen Darlegung in sehr losem Zusammenhang. Sie seien deshalb in gedrängter Kürze zusammengefaßt. Am 5. Februar 1822 stellt der Spandauer Magistrat dem hiesigen Bürger und Uhrmacher Nauendorff das Zeugnis „eines ebenso redlichen Mannes als geschickten Uhrmachers“ aus. Mit diesem Zeugnis ausgerüstet zieht Nauendorff gen Brandenburg. Dort wird er zuerst wegen Brandstiftung, dann wegen Falschmünzerei zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. In den dreißiger Jahren taucht der „deutsche“ neben vielen andern französischen Prätendenten als „Ludwig XVII.“ in Frankreich auf: Er wird wegen seiner „mehr lächerlichen als gefährlichen Prätensionen“ des Landes verwiesen. In England wird er Oberhaupt einer neuen schwärmerischen Sekte, sich seines Umgangs mit den himmlischen Geistern rühmend. Das Ende seiner Irrfahrten ist Holland, wo man ihn, den Prinzen — „le Prince“ — anerkannte. Er stirbt am 10. August 1845 in Delft unweit Rotterdam. Auf seinem Grabstein steht: „Ludwig XVII. König von Frankreich und Navarra, Herzog der Normandie“. Sechzig Jahre nachher findet sich im Archiv des Enkels ein französischer Brief Nauendorffs an seine alten Spandauer Mitbürger aus dem Jahre 1836 oder 1837, worin er seine Freude ausspricht, „daß das Andenken des alten Uhrmachers in Eurer Stadt nicht ganz in den Herzen der ehrlichen Einwohner dieser Stadt erloschen ist“.

Im Jahre 1793 den 21. Januar fiel das Haupt Ludwigs XVI. der französischen Revolution zum Opfer, am 16. Oktober desselben Jahres folgte ihm in gleichen Tode die unglückliche Königin Marie Antoinette. Der Dauphin und Herzog von der Normandie Ludwig XVII. wurde ins Gefängnis, den festen Turm des Temple, geworfen. Dort quälte ihn der rohe Jakobiner, der Schuster Simon, zu Tode. Er starb zehnjährig am 8. Juni 1795. Seine Gebeine, später gesucht, wurden nicht gefunden. Seitdem durchirrt der unglückliche Prinz in der Gestalt abenteuerlicher Kronprätendenten, nicht zuletzt in der des Spandauer Bürgers und Uhrmachers Carl Wilhelm Nauendorff, die Geschichte. Der Streit, „La Question Louis XVII.“, über die „Rehabilitation“ des „roi légitime Louis XVII.“ geht, namentlich in Frankreich und Deutschland, fort. Die Streitschriften für und wider, die Urkunden und Akten füllen Bände. Eine ganze

Literatur, in die Politik und Diplomatie, Romantik und die „Lust zu „fabulieren“, Betrug und geschäftliche Machenschaften ihre verschlungenen Fäden spinnen, ersteht. Wann wird die letzte Lösung des „Geheimnisses“ kommen? Als Kuriosum wurde noch ein auf Nauendorff bezüglicher Brief des Curé de Beuvillers aus dem Jahre 1893 erwähnt. Ein hiesiger Einwohner mit Namen Maire, Lynarstraße 31, erhielt ihn! Hier liegt die Sprachverwirrung auf deutscher (postalischer) Seite. Erst später gelangte der Brief an den wirklichen „Maire“, den Bürgermeister (Oberbürgermeister Koeltze) der Stadt Spandau, die einst „Ludwig XVII.“ in ihren Mauern gesehen hat. (Der mehrgenannte Prediger Stechow war der Vater des verstorbenen Predigers an der Berliner Dorotheenstädtischen Kirche. — E. Fr.)

E. Bildliches.

XXII. Herr K. Reichhelm-Treuenbrietzen, unser bewährter photographischer Amateurlünstler, übergibt eine Gruppenaufnahme der Brandenburgia-Mitglieder im Garten vor dem Hohen Thor der Klosterkirche zu Chorin, Wanderfahrt vom 25. Oktober 1908. Die wohl gelungenen Aufnahmen sind zu 75 Pf. das Stück erhältlich.

XXIII. Herr K. Reichhelm hat ferner die Güte, der Bildersammlung der Brandenburgia eine seiner photographischen Aufnahmen aus der Klosterkirche zu Zinna einzuverleihen, das Grabmal des Herrn von Kraatz in reichem Barockstil.

XXIV. U. M. Herrn Admiralitäts-Sekretär Carl Voigt überweist derselben Sammlung freundlichst eine von ihm im Oktober d. J. hergestellte große photographische Aufnahme: Potsdam von der Freundschaftsinsel aus. Im Hintergrund die Kuppel der Nikolai-Kirche. Das Bild zeichnet sich durch anmutige Widerspiegelung der Bäume und Häuser auf der ruhigen Havelfläche aus.

XXV. Herr Robert Mielke hielt hierauf folgenden Vortrag: Die Einzugsstraße Friedrichs I. von Hohenzollern in die Mark.

Von den Zeitgenossen Friedrichs erwähnen nur der Verfasser der Magdeburger Schöppenchronik und Engelbert Wusterwitz mit dürren Worten, dass der Burggraf mit einem größeren Gefolge aus Franken nach der Neustadt Brandenburg gezogen sei. Als sonstige Quellen sind nur die wenigen Urkunden zu verwerten, die der Burggraf unterwegs ausgestellt hatte und dann noch eine kurze Mitteilung in der Zerbster Chronik von dem Zeitgenossen Bürgermeister Becker. Danach brach Friedrich im Juni 1412 von der nordwestlich von Nürnberg gelegenen Kadolzburg auf, wo er am 30. Mai noch eine Urkunde ausstellte. 17 Tage später urkundet er in Blankenburg am Harz. Die Original-

urkunde ist nicht mehr vorhanden; sie würde auch mit den andern Tatsachen im Widerspruch stehen und muß daher ausscheiden. Am 8. Juni befand sich der Fürst in Hof. Die Langsamkeit der Reise von Kadolzburg bis Hof erklärt sich dadurch, daß er durch eignes Gebiet zog, in dem er vermutlich noch manche Angelegenheit zu ordnen hatte. Der Zug ging auf der alten Handelsstraße von Nürnberg über die Plattenburg, wo die „schöne Else“ in seiner Abwesenheit residierte, auf Plauen zu. Am 12. Juni war er in Leipzig. Hier blühte damals ein Handel mit Geschützen, was den Burggrafen vielleicht veranlaßte, später mit solchen die widerstehenden Burgen zu zerstören. Daß er über Wittenberg gezogen war — es ist dies immer noch die alte Handelsstraße — bezeugt jener Bürgermeister Becker, der auch die Verlobung des Sohnes Hans mit der Tochter des Herzogs Rudolf von Sachsen mitteilt. Bis Wittenberg ist der Weg so ziemlich gesichert. Den kürzesten Weg von Wittenberg über Belzig und Golzow nach Brandenburg konnte er nicht wählen, weil auf Burg Golzow einer der erbittertesten Gegner des Burggrafen wohnte, und die Wegeverhältnisse in dem von der Plane und Temnitz durchzogenen Bruche die denkbar schlechtesten waren. Auch wird von Wusterwitz davon nichts mitgeteilt. Auf der andern Seite fand er in der Residenz der Brandenburger Bischöfe, Ziesar, einen Stützpunkt, in dem er noch kurz vor seinem Einzuge alle weiteren Schritte mit seinen Verbündeten beraten konnte. So ist er vermutlich von Belzig über Görtzke und Ziesar und dann weiterhin über den Radkrug nach der Neustadt Brandenburg gekommen. Dadurch würde auch die — übrigens keineswegs belegte — Überlieferung zu Recht bestehen, daß Friedrich über Belzig in die Mark gezogen wäre. Am 21. oder 22. Juni ist er in Brandenburg. (Eine ausführlichere Arbeit ist in Vorbereitung.)

Kleine Mitteilungen.

Wölfe, Bären und Auerochsen im Preußischen Landrecht. Das Preußische Landrecht von 1791, publiziert durch Patent vom 5. Februar 1794, kennt für Preußen noch Wölfe und Bären in Teil II, Titel 16.

§ 33. Andere wilde Tiere sind in der Regel ein Gegenstand des freien Tierfanges.

§ 34. Dahin gehören auch Wölfe und Bären, und andere dergleichen schädliche Raubtiere.

§ 35. Doch dürfen dergleichen Tiere (§ 33, 34) in Wäldern und Jagdrevieren von denjenigen, denen daselbst keine Jagdgerechtigkeit

zukommt, nicht aufgesucht, noch weniger Jagden darauf angestellt werden.

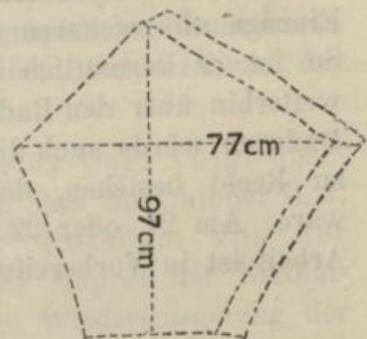
§ 37. Zur hohen Jagd werden gewöhnlich nur Fische, wilde Schweine, Auerochsen, Elentiere, Fasanen, Auerhähne und Hennen gerechnet.

Die Auerochsen (*Bos prisceus*) waren übrigens im Königreich Preußen bereits zur Zeit der Fertigstellung des A. L. R. 1791 ausgerottet.

E. Friedel.

Der Wolfstein bei Bornsdorf, Kreis Luckau. Eine Viertelstunde nördlich von Bornsdorf steht am Südrande eines kleinen Eichenwäldchens gegenüber dem Kilometerstein 90,8 der von Sonnenwalde über Luckau nach Lübben führenden Chaussee 18 Schritt östlich derselben eine aus grau-

rötlichem Granit bestehende 27 cm dicke Steinplatte; auf der Vorderseite, die ein unregelmäßiges Fünfeck bildet, trägt nebenstehende Inschrift in schwarzer Farbe. Nach Aussage eines alten Mannes in Bornsdorf, stand früher an dieser Stelle eine Saule (nicht Säule) aus einem



Eichenstamm mit gleichlautender eingeschnittener Inschrift. „Als die Saule morsch wurde,“ ersetzte man sie durch das Steindenkmal.

An der Oberfläche bei *a* bemerkt man Schrammen, die vielleicht vom Wetzstein eines Messers (?) herrühren. (Zuweilen werden Sühnkreuze als Wetzsteine benutzt, z. B. in Pretschen im Spreewald).

Eine alte Frau erzählte mir, der Wolf sei durch das Dorf gelaufen, man habe ihn verfolgt und da erschlagen, wo jetzt der Stein steht.

Der Wolfstein ist weit und breit bekannt. Ich habe ihn am 15. April 1905 selbst gesehen, abgezeichnet und gemessen, so daß ein Zweifel an seiner Existenz nun nicht mehr vorhanden sein kann. Übrigens ist der Stein nicht behauen; wahrscheinlich hat man ihn nur ziemlich regelmäßig abgesprengt; wie dies möglich war, liegt vielleicht daran, daß das Gestein anscheinend sehr feldspatreich ist; Feldspat spaltet sich bekanntlich leicht tafelförmig.

O. Monke.

Zoologisches aus der östlichen Uckermark, zwischen Ucker und Randow. Die Gewässer in der Umgegend von Brüssow nach Angabe eines Gastwirts daselbst reich an Krebsen, Hechten, Barschen und Bleien. Welse nicht selten, aber selten gefangen. Fischotter selten. Auf die Vergangenheit deuten die „Beberseen“. Der Hamster in der Gegend zu Hause.

Nach der Trappe erkundigten wir uns mehrfach vergebens. Endlich fanden wir in der Kiesgrube vor Battin in einer ganz kleinen Pfütze ein Prachtexemplar ertrunken, leider von den Maden schon zu sehr mitgenommen, als daß noch etwas zu retten gewesen wäre. Das Tier war jedenfalls angeschossen, hatte an der Pfütze seinen Durst zu löschen versucht und war hier entkräftet zusammengebrochen. Sehr häufig scheint nach allem die Trappe in der östl. Uckermark nicht zu sein.

Auf dem Räuberberg bei Schmölln bringt der Dachs nach Erzählung des Gärtners daselbst häufig Menschenknochen beim Graben zum Vorschein. Leider hatte er nichts gesammelt.

H. Berdrow.

Bernau. Über den „Armen Mann,“ einen am Schönower Wege unfern der Wandlitzer Chaussee gelegenen sumpfigen Wassertümpel habe ich im Jahrgang 1897 S. 472 eine Volkssage mitgeteilt, nach welcher einst ein Bauer aus Prenden samt seinem mit Äpfeln und Hopfen beladenen Wagen von den Zugtieren, zwei Ochsen, in den Teich hineingezogen wurde. Er rief, bevor er versank, als er die Äpfel auf dem Wasser schwimmen sah: „Ich armer Mann, ich armer Mann!“ davon hat der Wassertümpel seinen Namen erhalten, und das Wasser ist der Sage nach „salzig geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag,“ weil der Bauer an dem heißen Tage so sehr geschwitzt hatte. Eine zweite Sage hörte ich vor kurzem in Bernau. Nach dieser kam ein Prenderer Bauer an einem schwülen Sommertage mit einer Kuh des Weges; er wollte sie in Bernau verkaufen. Da zog ein Gewitter herauf, und durch die furchtbaren Donnerschläge wurde das Tier wild gemacht. Es raste davon und schleifte den Mann, der die um die Hörner der Kuh geschlungene Leine am andern Ende krampfhaft fest hielt, mit sich. So stürmte die Kuh in den Teich, und der Bauer ertrank.

O. Monke.

Spreewald-Erzeugnisse. Die Kultur der „sauren Gurke“ wird besonders in Lübbenau im Spreewald in großem Umfange betrieben, und deren Ausfuhr aus Deutschland erfolgt auch nach England und Nordamerika. Die Gurken bilden frisch einen wichtigen Handelsartikel in der Versorgung unserer großen Städte. Man rechnet auf einen Hektar Land einen Ertrag von 100 000 Stück Gurken. Nur die mittelgroßen, noch etwas harten Gurken werden zu sauren oder Salzgurken verwendet; zu Senfgurken nimmt man die größten und infolge der Reife schon etwas gelb gewordenen Stücke. Eine einzige Sorte Gurken wird zu uns aus Frankreich importiert, das sind die kleinen Früchte der Pariser Traubengurke, Cornichons genannt. Unter den Spreewald-Produkten, zu denen noch Kürbis und Merrettich gehören,

stehen aber die Gurken obenan. Seitens eines einzigen Bauern und Händlers werden oft 800 Schock pro Woche verkauft. Auf den Ausladeplätzen an der Spree sieht man jetzt ganze Berge Gurken. Hört Ende August und im September die Gurkenzufuhr auf, so beginnt die Zeit der Lübbenauer Meerrettichmärkte. Jeden Sonnabend bringen die Spreewäldler, namentlich die von Burg ihre Ware zu Markt, und es bedecken dann zweihundert bis dreihundert mit Meerrettich beladene Kähne den Ausladeplatz an der Spree. Groß- und Kleinhändler aus vielen Städten und Ländern erscheinen, um ihren Einkauf zu machen. Im Durchschnitt werden allein an Meerrettich in Lübbenau 20 000 Zentner verkauft, was einer Einnahme von etwa 600 000 M. gleichkommt. Unter den verschiedenen Gurkensorten gibt es übrigens auch eine nach der Stadt Berlin benannte und sehr geschätzte Art, die Berliner Aalgurke. Sie gehört zu den wegen ihres reichlichen Fleisches und des kleinen Kernhauses vorzugsweise zur Bereitung von Gurkensalat geeigneten Sorten, welche oft über 60—70 cm lang und 10 cm darüber werden. Die besten unter den langen Gurken, welche zum Unterschiede von den kleinen Traubengurken die Schlangengurken genannt werden, sind Rollissons Telegraph, Schwanenhalsgurke, Arnstädter Schlangengurke und die schon genannte Berliner Aalgurke. Der besondere Name der letzteren ist entweder auf ihre Glätte, während die anderen Gurken Buckel haben, oder auch wohl auf die Eigentümlichkeit des Berliners zurückzuführen, den grünen Aal gern mit Gurkensalat zu verzehren.

Erinnerung an die Beschießung Berlins. Bei der Beschießung Berlins durch die Russen und Österreicher im siebenjährigen Kriege wurde besonders heftig das Hallesche und das Frankfurter Tor angegriffen und der dahinter liegende Stadtteil beschossen. Es rühren da her die Kugeln, die am Treffpunkt der Linden- und Friedrichstraße angebracht sind. Von Spuren des Angriffs auf das Frankfurter Tor ist bisher nur Weniges gefunden. Um so interessanter ist die Ausgrabung von neun eisernen Kanonenkugeln, die i. J. 1905 beim Ringbahnhof, Frankfurter Allee stattgefunden hat. Ein Geschöß hat 11 cm, ein anderes 8,5 cm und die übrigen sieben 5,5 Durchmesser. Diese Kugeln dürften von dem nicht verbrauchten Vorrat einer russischen Batterie herrühren, vielleicht auch von einer preußischen Batterie, die sich in den wechselnden Kämpfen während der Belagerung vom 3. bis 7. Oktober 1760 den Russen entgegenwarf. Am 3. hatte der russische General Tottleben hauptsächlich das Kottbuser und Hallesche Tor angegriffen und war zurückgeworfen worden. Am 6. rückte der Prinz von Württemberg mit einem Berliner Korps bis Lichtenberg vor und ließ sich hier in einen heftigen Kampf mit den 22 000 Mann Russen unter Tschernitscheff ein, der in eine bis 6 Uhr abends beiderseits anhaltende Kanonade überging und mit dem Rückzug des Feindes nach Coepenick endete. Schon triumphierten die Berliner, als ein österreichischer Parlamentär ankündigte, daß der General Lasey mit 18 000 Mann Österreichern vorm Halleschen Tor angelangt sei. Nun standen etwa 15 000 Preußen in der offenen Haupt- und Residenzstadt 45 000 Österreichern und Russen gegenüber. Infolgedessen

zogen sich die preußischen Truppen nach Spandau zurück, und die Stadt ergab sich am 8. an Tottleben. Die Beschaffenheit der gefundenen Geschosse entspricht dem Kaliber der damals üblichen Kanonen. E. Fr.

Herr Domprobst Dr. Friedrich Schneider, einer der hervorragendsten kirchlichen Altertumskenner, Freund Kaiser Friedrichs, macht in der hochansehnlichen Zeitschrift „Die Denkmalspflege“ vom 9. Mai 1906 folgende interessante Mitteilung:

Das Wilsnacker Pilgerzeichen. In den wertvollen Ausführungen von P. Eichholz über das Wilsnacker Pilgerzeichen und den schönen Denkstein an der Wallfahrtskirche in Wilsnack (Denkmalspflege Nr. 5, 11. April d. Js., S. 40 I.) wird in zutreffender Weise aus dem Wilsnacker Pilgerzeichen hergeleitet seine Deutung, die „bisher noch der genaueren Erklärung harrete“. Beide Darstellungen, auf dem Pilgerzeichen wie auf dem Denkstein, finden übrigens ihre Erläuterung und Bestätigung aus verwandten Darstellungen, so aus einer steinernen Gedächtnistafel in Flachbildhauerei mit Abbildung eines ähnlichen Sakramentswunders an der Pfarrkirche in Partenheim (Rheinhausen) vom Jahre 1435 (Abbildung und Einzelheiten bei Falk, Heiliges Mainz, 1877, S. 264 u. f.).

Die Worte der Spruchbänder, wovon leider nur noch der Anfang lesbar: „Ecce panis“, ergänzen sich ebenso sicher als leicht aus dem Hymnus des heiligen Thomas von Acquin, der als „Sequenz“ in der Messe des Fronleichnamfestes aufgenommen ist. Die angezogenen Worte gehören der viertletzten Strophe des Hymnus an und lauten vollständig:

Ecce panis angelorum,
Factus cibus viatorum:
Vere panis filiorum,
Non mittendus canibus.

Vielleicht waren nur die Worte der ersten Verszeile auf dem einen Spruchband ausgehauen und auf dem zweiten der Anfang der vorletzten Strophe: Bone pastor panis vere: in jedem Falle wurde die Kenntnis dieses liturgischen Textes, die in den weitesten Kreisen im Mittelalter (wie heute noch in den romanischen und katholischen Ländern) geläufig war, vorausgesetzt. Die Schlußworte bei dem Gedächtnis des Pfarrers Johannes Cabbues „invento latranieti“ bieten keine sichere Lesung; vielleicht könnte es sich um die latinisierte Ableitung aus dem Griechischen „latreia, latreuo“ im Sinne von „Venerabile — anbetungswürdig“ handeln, was hier durchaus sinnentsprechend wäre, indem Johannes Cabbues als Pfarrer bezeichnet wird, als „die verehrungswürdigen Hostien mit dem heiligen Blut“ aufgefunden und erhoben wurden.“

Gewöhnlich nimmt man, beiläufig, an, daß die verkäuflichen bleiernen Wilsnacker Pilgerzeichen drei Blutstropfen darstellen zum Zeichen des bekannten Blutwunders und daß sie im Havelberger Dom in Masse hergestellt und vom Bischof geweiht wurden. E. Fr.

Moderne Moorleichen. Zu den interessantesten anthropologischen Resten der Vorzeit gehören die Moorleichen, d. h. die körperlichen Überreste von Unglücklichen, die teils absichtlich lebendig in Moraste versenkt sind, teils im Morast auf klägliche Weise langsam ums Leben kamen. Zur ersten Gruppe gehören die Ehebrecher germanischer Zeit, welche nach der Überlieferung versenkt und mit Pfählen festgemacht wurden. Dahin rechnet man den in Schleswig ausgegrabenen verpfälhten weiblichen Leichnam, der auf die Königin Thyra bezogen wird. Schleswig-Holstein ist an Moorfunden Verunglückter reich, und hat die Direktorin des Kieler Altertümer-Museums, Fräulein Professor Dr. Johanna Mestorf, eine Monographie hierüber geschrieben. Wie dergleichen Unglücksfälle sich zutragen, lehren mehrere Fälle der Neuzeit. Vor einigen Jahren versank ein Mann im Langen Fenn, welches die Grenze zwischen der Jungfernhaide und der Stadt Berlin im Weddingstadtteil westlich der Müllerstraße bildet. Der verstorbene Professor an der Kadettenanstalt in Groß-Lichterfelde, Herr Schottmüller, teilte mir vor etwa 20 Jahren einen Fall aus dem Grunewald nahe dem Rhinmeistersee mit, wo ein Knecht beim Heumachen vor den Augen seiner Gefährten, die ihm nicht helfen konnten, versank, ohne daß auch nur die Leiche geborgen werden konnte.

Im Oktober 1905 verunglückte ähnlich in der Umgegend von Spandau der Fischer Schindler. Er hatte sich am 30. abends hinausbegeben, um zu fischen. Um auf kürzerem Wege nach seinem auf der Havel bei Tiefwerder vor Anker liegenden Kahn zu gelangen, verließ er den ordentlichen Weg und ging über die Uferwiesen. Hierbei geriet er in eine sumpfige Stelle, aus der er sich nicht mehr zu retten vermochte. Auf seine Hilferufe kamen aus den benachbarten Gärtnereien mehrere Personen hinzu; diese wagten aber nicht, sich der morastigen Stelle zu nähern, da sie gleichfalls in den weichen Erdboden einsanken. Bevor zweckmäßige Rettungs-Gerätschaften herbeigeschafft waren, war der Unglückliche vor den Augen der umstehenden Leute immer weiter im Morast verschwunden, um darin einen jammervollen Tod zu finden.

Im Lauf der Jahre sind dem Märkischen Museum nicht selten Nachrichten von Moorleichen zugegangen. In der Mehrzahl der Fälle dürfte es sich um Menschen (meist Männer) handeln, die bei der Fischerei oder Jagd verunglückten.

E. Fr.

Havelländische Wetterregel: Wenn die wilden Gänse nach Süden ziehen, dann wird's kalt. — Wenn die Hunde Gras fressen, gibt's Regen.

„De Sunn schient upp den natten Busch,
Ett geft bald wedder'n Husch.“

O. Monke.

Volksaberglaube. Das „Knacken“ in den Fingergelenken bedeutet Reichtum. (Westhavelland.)

O. Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.